

FALLEN

Preview zu einem Romanprojekt

von

Daniel Hardt

Das tiefe Gefühl der Sterblichkeit, des Veränderns, seiner zeitlichen Beschränkungen entflammt den Menschen, daß er viel versucht, übt alle seine Kräfte, und läßt ihn nicht in Müßiggang geraten, und man ringt so lange um Chimären, bis sich endlich wieder etwas Wahres und Reelles findet zur Erkenntnis und Beschäftigung.

Friedrich Hölderlin, Reflexion

1

Dann kam der große Regen. Tagelang schoss er ununterbrochen in dicken Strängen hinunter aus einem Reservoir, das unermesslich reich zu sein schien, geradezu unerschöpflich, so wollte man bald glauben, und derart deutlich in seiner Massierung, dass man meinen konnte, es gelte etwas Ungutes zu überdecken, hinwegzuschwemmen, aufzulösen gar.

Schon waren die Abwassersysteme nicht mehr in der Lage, die Mengen schnell genug zu bewältigen, sodass in den tiefer gelegenen Straßen der Pegel bereits kniehoch stand und ein Fortkommen nur in Schlauchbooten möglich war. Die Wetterdienste hatten mit einem derartigen Ausmaß nicht gerechnet und selbst die durch Künstliche Intelligenz gestützten Modelle hatten keine entsprechenden Warnungen abgesetzt. Der Regen hatte sich demnach angeschlichen, wie ein trickreicher Usurpator, sich heimlich wohl einige Zeit gesammelt, um dann mit Macht diejenigen heimzusuchen, die sich in Sicherheit gewähnt hatten.

Zu diesen zählte nicht Peter Arm, der in seiner Mansarde unter dem Dach in seinem Arbeitszimmer saß, das er possierlich Stube nannte und diese so bezeichnete, nicht

weil diese kaum sechs Quadratmeter aufwies, sondern in Kenntnis der beengten Umstände, unter denen schon so manche literarische Großtat vollbracht worden war. Das unablässige Trommeln des Regens über ihm störte ihn keineswegs, es war eher so, dass es seinen Gedankenfluss in Gang hielt und so hoffte er beinahe, es möge nicht so schnell zu einem Ende kommen.

Eine Weile schaute er durch das kleine Gaubenfenster dem dichten Niederfallen zu, bis es ihm erging wie einmal in einem Zugabteil, als er vor sich hin dösend die Augen kurz geschlossen hatte, und er meinte, urplötzlich in die entgegengesetzte Richtung zu fahren, nun starr nach draußen blickend, ihm vorkam, als fiele der Regen bar jeder Gesetzmäßigkeit nach oben, ströme dorthin zurück, wo er hergekommen war. Er war demnach fähig zur spontanen Richtungsumkehr, schlussfolgerte er, und überlegte kurz und wenig ernsthaft, ob und wie er diese Fähigkeit, die er bisher nicht als wünschenswert erkannt hatte, zu seinem Vorteil nutzen könnte. Aber haftet der Umkehr nicht von vorne herein der Makel des Stillstands an, sinnierte er weiter, denn ganz offensichtlich kommt dieser Vorgang einer Rückversetzung in einen Zustand gleich, in dem man sich schon einmal befunden haben muss und sei es nur in der Rolle eines Beobachters, oder wäre es vielmehr denkbar, dass sich in der verstrichenen Zeit die Ursprungslage in einer Art und Weise verändert haben könnte, die aller Wahrscheinlichkeit nach in eine abweichende Situation führen würde?

So geriet sein Denken in immer kühnere Verästelungen, bis es jede Sinnhaftigkeit verloren hatte und er die Kette von

Vorstellungen nicht weiter fortsetzte, zumal diese sich als literarisch nicht verwertbar herausstellte.

Am nächsten Morgen würde er in aller Frühe seine Reise antreten. Dann, wenn sich auf dem faulen schwarzen Wasser noch das junge Licht der Morgendämmerung abbilden und alle Trübheit in falschen Glanz verwandeln würde. Zuerst mit dem Boot bis zum Bahnhof, von dort bis zur Hafenstadt, weiter mit dem Taxi bis zum Schiffsanleger, wo die *Sea Princess* bereits warten würde.

Das Reisen war seine Sache nicht. Es brach jedesmal auf unbestimmte Zeit die fortschreitende Aneinanderreihung täglicher Rituale, die ihm das produktive Schreiben ermöglichte. Er war auch nicht überzeugt, dass der Aufenthalt in fremden Gefilden ihm nutzvolle Eindrücke verschaffen könnte - in seinem Reservoir befand sich nahezu unerschöpflicher Rohstoff, aus dem er sich jederzeit bedienen konnte, er setzte nicht auf Abbildung sondern auf Einbildung, Imagination, gespeist aus dem Untiefen seines Geistes, der in ihm angelegt war, ohne ein Wissen, wie dieser genau zustandegekommen war. Und selbst nahezu unerreichbare Destinationen, wie der Marianengraben, über dem die schwärzeste Nacht sich verflüssigt hatte, oder der Everest, an dessen Pfaden sich Tonnen von Exkrementen wie eine haltbar gemachte menschliche Signatur ansammeln, könnten ihm nicht bieten, was er an Ort und Stelle jederzeit aus sich selbst schöpfen konnte.

Den großen Rucksack mit den vielzähligen Seitentaschen hatte er bereits mit dem Nötigsten gepackt. Er beabsichtigte während seines sechswöchigen Aufenthalts, seine Kleidung immer wieder in die Wäscherei zu geben; zudem würde er vor

Ort ein paar Hemden, ein Jackett und eine Hose erwerben und einen Teil seiner alten Sachen entsorgen. Die Universität gewährte ihm ein großzügiges Honorar und übernahm darüberhinaus die Kosten für die Schiffspassage in einer Komfortkabine sowie sein Logis im Gästehaus, in dem er die John-Cheever-Suite bewohnen würde.

Auf Grund seiner Flugangst hatte er diese Form der Reise zur Bedingung gemacht, was die Universität ohne weiteres akzeptiert hatte. Auf seinem letzten und einzigen Flug hatte ihm die Panik derart zugesetzt, dass er glaubte, sterben zu müssen und sein schnelles Ableben beinahe herbeigewünscht hatte, damit er endlich von der quälenden Umklammerung der Angst befreit werde.

»Literarische Sprache im Epochenwandel« war der Titel seines Seminars, das er vor Studenten der Sprach- und Literaturwissenschaften in deutscher Sprache abhalten würde. Vorgesehen waren eine wöchentliche Doppelstunde, sowie die Anfertigung einer Seminararbeit. Nachdem sein letzter Roman in Nordamerika erheblichen Anklang und entsprechenden Absatz gefunden hatte, war das Dekanat über seinen ehemaligen Doktorvater mit der Frage, ob er bereit wäre, diese Aufgabe zu übernehmen, an ihn herangetreten. Die Anfrage hatte ihn anfänglich irritiert und er war sich zunächst sicher, das Angebot ablehnen zu müssen, doch dann rührte sich in ihm eine zweite Instanz, die sich geschmeichelt fühlte und so wuchs seine Überzeugung, sich der Herausforderung zu stellen, auch in einem Anflug von Trotz, denn selbst nachdem ihm ein renommierter Preis für sein Werk verliehen worden war, hatte sich auf dem heimischen Markt kein breiter Erfolg eingestellt, war die Auflage im vierstelligen Bereich

verblieben. Ohne die Tantiemen aus dem Auslandsgeschäft wäre er in eine finanzielle Notlage geraten.

Während der Nacht fiel unaufhörlich neuer Regen, sodass er befürchtete, das Boot der Feuerwehr könnte ihn auf Grund weiterer notwendiger Rettungseinsätze nicht wie bestellt abholen. In den frühen Morgenstunden erwog er, nötigenfalls bei seinem Nachbarn Libitzky zu schellen, ihn zu bitten, den Transport zu übernehmen, da er wusste, dieser verfügte über ein Schlauchboot. Libitzky war ein passionierter Angler, der ihm neulich auf dem Flur begegnet war, in einer dunkelgrünen, noch feuchten Brustwathose war er gerade die Treppe hochgekommen und hatte ihm gleich ein Gespräch aufgedrängt. »Was machen wir nur mit all dem Wasser?« sagte Libitzky, als sei gerade eine mögliche Verwendung die eigentliche Herausforderung, als wüsste Arm, darauf eine sinnvolle Antwort zu geben.

Tatsächlich erhielt er dahingehend einen abschlägigen Anruf von der Feuerwehr und so blieb ihm nur Libitzky, der sich sichtlich zu freuen schien, ihm in dieser Weise behilflich zu sein. Sogleich brachte der ihm eine zweite Wathose, damit er sich auf dem Weg ins Parterre, wo das Schlauchboot abgestellt war, gegen die Wassermassen schützen konnte.

»Pull, pull«, begleitete Libitzky ihre Paddelschläge, nachdem der Regen schnell versiegt war, bis sie nach etwa einer Dreiviertelstunde am Fuß des höher gelegenen Bahnhofs angekommen waren, Arm bis zur Gürtellinie zwar trocken geblieben, von der schweißtreibenden Tätigkeit jedoch am Oberkörper völlig durchnässt war. Libitzky half ihm aus der Wathose, nahm ihn nach diesem bestandenen Abenteuer zum

Abschied herzlich in die Arme. »Melden Sie sich vor Ihrer Rückkehr, dann hole ich Sie ab, ahoi«, rief er ihm nach.

Der Check-in fand an einem Abfertigungsterminal am Hafen statt. Da er eine Buchung in der Superior-Class vorweisen konnte, musste er sich nicht in die lange Schlange einreihen und hatte lediglich kurz zu warten, bis das ältere Paar, beide groß und schlank in eleganter Kleidung, vor ihm abgefertigt worden war. Seine Kabinenummer war 6132, also auf dem sechsten von insgesamt sieben Decks liegend, wie er annahm. Über einen verglasten Steg, der eigens für die Passagiere der Superior und First Class vorgesehen war, gelangte er ins Schiffsinnere, wo er von einem Schiffsoffizier mit einem strahlenden Lächeln begrüßt wurde.

»Welcome on board, Mister Arm. My name is Hendrik van der Lechte and I am glad to be your First Officer during this journey.« Ein Steward werde ihn zu seiner Kabine führen, wo bereits sein Gepäck auf ihn warte, ließ er ihn wissen. Über einen schmalen Gang gelangten Sie zu einem Aufzug. Der ganz in Weiß gekleidete Steward war ein kleingewachsener Asiate, der ihm im Aufzug erklärte, wie er zum Restaurant und zum Sonnendeck gelangen konnte, alles Weitere und Wissenswerte werde ihm noch vom Chief Purser auf einem Cocktailempfang mit anschließendem Rundgang erläutert.

Seine Kabine war hell und geschmackvoll eingerichtet, verfügte neben Doppelbett über eine Sitzecke, bodentiefe Fenster und Balkon. Auf dem Couchtisch stand ein Korb mit Obst, Konfekt und einer halben Flasche Champagner, die allerdings nicht gefüllt war, an deren Hals ein Schildchen hing, auf dem vermerkt war, dass sich eine entsprechende Flasche samt Inhalt im Kühlschrank befinde. Daneben lag ein

Buch mit dem Titel »Schmerzzeit« und einem Aufkleber »Bestseller des Jahres«, von der Autorin Jakki Gnad, von der er schon gehört, aber nie etwas gelesen hatte. Das Cover trug die Abbildung eines verletzten Vogels in einem mit Holzwolle ausgekleideten Schuhkarton, an dessen Seite das Label der Marke »Creseta« klebte. Am kommenden Donnerstag werde sie im Großen Salon um 19 Uhr 30 genau aus diesem Buch lesen und danach gerne noch für eine Signierstunde zur Verfügung stehen.

Das Abendessen nahm er alleine an einem Tisch sitzend zu früher Stunde ein. Man hatte angeboten, ihn an einem Tisch mit anderen Alleinreisenden zu platzieren, was er dankend verwarf. So saß er direkt an einem Panoramafenster, erleichtert, dass ihm eine seichte Konversation erspart blieb, entschied sich für ein leichtes Dreigang-Menü, bestehend aus klarer Fischsuppe, Kalbsfilet mit grünem Spargel und Buttermilchcreme, gab sich während des Wartens der abwechselnden Beobachtung des sich immer weiter öffnenden Ozeans, auf dessen gekräuselter Oberfläche sich die Abendsonne in beiläufiger Weise spiegelte, und des trägen Treibens im Restaurant hin, das zu dieser Zeit noch schwach besucht war. Er rechnete nicht damit, erkannt zu werden, obwohl ihm auffiel, dass eine ansehnliche Dame mittleren Alters, die sich in Gesellschaft einer genauso ansehnlichen jüngeren befand, welche allem Anschein nach ihre Tochter sein musste, sich immer wieder zu ihm hin wandte, ganz offenkundig im Gespräch mit ihrer Tischnachbarin auf ihn Bezug nahm, denn bald blickte auch die Jüngere verstohlen in seine Richtung.

Der Verlag hatte ihn immer wieder ermuntert, sich nicht hauptsächlich dem Männlichen in seinen Stoffen zu verschreiben, doch auch einmal eine weibliche Perspektive einzunehmen, zumindest ansatzweise und dadurch eine umfangreichere Leserschaft anzusprechen, zumal zwei Drittel der Leser Frauen seien und man diese Tatsache nicht außer Acht lassen könne, wenn es darum gehe, die Auflage zu steigern, was ja auch in seinem Interesse sei. Sollte diese Dame denn dann gar der beachtenswerten Minderheit angehören, der es schlichtweg egal war, welchem Geschlecht die erzählte oder erzählende Person angehörte, die den vielfältigen Irrungen und Wirrungen des Lebens ausgesetzt war, die ohnehin ihrem Charakter und ihren Auswirkungen nach keinen Unterschied in dieser Hinsicht ausmachten? Er könnte aufstehen, an ihren Tisch treten und sie beglückwünschen zu ihrer Haltung, ihr versichern, dass er seiner Linie treu bleiben werde, dass er sich einen Teufel darum schere, was ein halbgebildeter Verlagsmitarbeiter ihm anrate.

Erst zurück in seiner Kabine fiel ihm auf, dass er sein Hemd falsch zugeknöpft hatte, dem obersten Knopf kein Knopfloch gegenüberlag, die Kragenflügel sich wie zerstrittene Kontrahenten voneinander abgesetzt hatten und so symbolisch zum Ausdruck brachten, was ein wesentliches Merkmal seiner Person war, nämlich sich nicht prinzipiell und ohne Hinterfragen wo auch immer einzufügen. Demnach musste es wohl dieses Missgeschick gewesen sein, was ihn im Speisesalon hatte auffallen lassen.

In seiner ersten Nacht an Bord konnte er keinen Schlaf finden. Ein kaum wahrnehmbarer Brumnton wurde von seinem limbischen System verstärkt, sodass er sich nicht, wie

gewohnt, einer Flut von willkürlichen Eindrücken, Vorstellungen und Erinnerungen hingeben konnte, um auf diese Weise das Tor zum Schlaf zu passieren. Also erhob er sich schließlich, zog sich an, verließ seine Kabine, um dem Ursprung des Brummens nachzugehen. Erfahrungsgemäß wusste er, dass er, sobald er die Unvermeidbarkeit des Geräusches erkannt hatte, dieses akzeptieren könnte und es hinfort nicht länger als schlafverhindernd einordnen würde.

Die Gänge fand er unbelebt vor, hohle, penibel von Schmutz befreite Adern, in sanftes Gelblicht getaucht, an den Decken wenig auffällige Kameraaugen, die sein Erscheinen erfasst haben mussten. Seinem Instinkt folgend senkte er den Blick, schritt konzentriert nach rechts, um festzustellen, ob das Geräusch an Deutlichkeit zunahm. Da das nicht der Fall war, ging er in die entgegengesetzte Richtung und kam zum selben Ergebnis. Womöglich war das gesamte Schiff eine Schallquelle, überlegte er, ein tieftönender Resonanzkörper, der durch Überlagerung von Vibrationen mannigfaltigen Ursprungs zum Schwingen gebracht wurde. Obgleich er spürte, das Geräusch nun annehmen zu können, da es ganz offensichtlich nicht abzustellen war und zudem nicht ausschließlich von ihm, sondern von der Gesamtheit der Passagiere und Crewmitglieder toleriert werden musste, schwante ihm, in dieser Nacht keinen Schlaf mehr finden zu können. In dieser Ahnung beabsichtigte er, das Sonnendeck aufzusuchen, sich dort in einen der Liegestühle zu begeben, den träge aufleuchtenden Tag zu erwarten und währenddessen dem Rauschen des durch die Fahrt aufgeworfenen Ozeans zu lauschen.

Mit dem Aufzug gelangte er auf das oberste Kabinendeck, fand dort den Treppenaufgang zum Sonnendeck versperrt vor, sodass er weiter voranschritt, bis er eine angelehnte Tür bemerkte, auf der ein Schild mit der Aufschrift »*Access prohibited for passengers*« angebracht war.

Nun war Peter Arm einer, der als Schriftsteller stets bereit war, sich von Neugierde leiten zu lassen, einer, der zwar von Grund auf ängstlich war - sehen wir nur seine manifeste Flug- und Höhenangst -, vor allem wenn es darum ging, sich einer mehr oder minder ausgeprägten existenziellen Gefährdung auszusetzen, der jedoch nicht davor zurückschreckte, jederzeit ein Verbot oder eine Regel zu missachten, um dadurch seinen Horizont zu erweitern. Deshalb war es kaum verwunderlich, dass er die Tür weiter öffnete, dort auf dichte Dunkelheit stieß, die bei seinem Eintreten vom Aufleuchten einer schwachen Lampe sogleich vertrieben wurde. Die Luft war merklich kühler und belebte ihn ein wenig. Eine schmale, steile Stiege führte weit nach oben. Dort gelangte er auf einen weiteren Gang, an dessen Ende er auf den Zugang zur Brücke stieß. »*Staff on duty only*« war auf der Tür, die durch einen Chipleser gesichert war, vermerkt. Er legte sein Ohr an die Tür, um über das Gehörte etwas zu erfahren, was seiner Absicht, auf die Brücke zu gelangen zuträglich sein konnte. Doch vernahm er nur absolute Stille, weder Sprachfetzen eines Funkverkehrs noch energisch vorgebrachte Kommandos, wie er erwartet hatte - an diesem Ort, der Steuerzentrale des Schiffs, hatte sich die nächtliche Ruhe des Ozeans bis ins Innerste ausgedehnt, um so Gleichheit herzustellen. Und da er auch einer war, der gern etwas zu Ende brachte, klopfte er an, zunächst

verhalten, dann energischer, bis die Tür von einem Wachmatrosen geöffnet wurde. Der starrte ihn nur an, denn er hatte wohl kaum angenommen, einen Zivilisten vorzufinden.

»Entschuldigen Sie bitte die Störung. Wäre es wohl möglich die Brücke zu besichtigen?« brachte Arm vor, in einem Ton, der erahnen ließ, dass er durchaus mit einer Bewilligung rechnete.

»Um diese Zeit? Sind Sie denn angemeldet?« fragte der Wachmatrose.

»Nein, das habe ich leider versäumt. Ich dachte jetzt könnte eine gute Zeit dafür sein, da es zur Hundewache wohl eher ruhiger zugeht«, sagte Arm und nutzte einen Begriff, den er aus Erzählungen seines Großvaters, der bei der Reichsmarine gedient hatte, kannte, um sich als Einen auszuweisen, der mit der Materie durchaus vertraut war.

»Warten Sie einen Moment«, entgegnete der Uniformierte und schloss die Tür. Minuten später wurde er eingelassen und vor ihm tat sich die riesige, im Halbdunkel gelegene Kanzel auf, die sich über die gesamte Breite des Schiffs erstreckte. Vor dem zentralen Steuerpult saß der Wachoffizier auf dem links gelegenen Ledersessel, zu seiner Rechten war der Platz des Co-Navigators entgegen der Vorschriften unbesetzt. Der Wachmatrose wies zum Wachoffizier, setzte sich dann vor eine der seitlich gelegenen Konsolen, wo ein weiterer Wachmatrose seinen Dienst verrichtete. Das Leuchten der bunten Displays erhellte dessen Antlitz, erzeugte eine Minimalform von Leben in der scheinbaren Leblosigkeit. Nach einer Weile winkte ihn der Wachoffizier heran, bedeutete ihm auf dem schwenkbaren Sessel, der dem anderen Wachoffizier zugedacht war, Platz zu nehmen.

Der Wachoffizier, vom Rang eines Ersten Nautischen Offiziers, betätigte einen Druckschalter, sodass die Beleuchtung auf ein Minimum heruntergedimmt wurde. Sogleich wurde durch die gesamte Breite der Glasfront der Brücke die Meeresoberfläche sichtbar, die bestrahlt durch den zunehmenden Mond ein reges Funkeln angenommen hatte. Es kam Peter Arm vor, als sei er einer, der ein schwebendes Luftgefährt knapp über einem Meer von Edelsteinen steuerte.

Eine Zeitlang ging es so dahin, während alle stumm in ihren Positionen verharrten, bis der Wachoffizier ohne ihn anzublicken das Wort an ihn richtete.

»Wir könnten einen Zahn zulegen. Was meinen Sie?« Peter Arm wurde von dieser Frage überrascht und wusste nicht, was er darauf antworten sollte. Der Wachoffizier deaktivierte den Autopilot.

»Bedienen Sie den Telegrafen. Sie sitzen am richtigen Platz dafür. Halbe Fahrt und nach vorne wenn ich bitten darf«, befahl der. Peter Arm konnte den Telegrafen ausmachen. Er ahnte, wie dieser zu betätigen war.

»Sie sollten wenigstens einmal mit »Aye« antworten. So ist das üblich hier«, raunte er und wandte sich Arm das erste Mal zu. Sein Name war Heidelberger.

»Aye«, gab Arm etwas verhalten von sich, drückte den Hebel des Telegrafen nach vorne, wie ihm befohlen war und war erstaunt, wie leicht dieser Vorgang bewerkstelligt werden konnte.

»Ist nicht so ihr Ding, oder? Was sind Sie von Beruf, wenn ich fragen darf?«

»Schriftsteller. Ich bin Schriftsteller.«

»Und worüber schreiben Sie so?«

Ihm widerstand diese Allerweltsfrage, der er sich immer wieder stellen musste, in der die Behauptung einer falschen Relevanz lag.

»Nun, ich schreibe über das Leben, so würde ich es in aller Kürze bezeichnen.«

»Über das Leben, aha, das klingt ja spannend, muss ich sagen. Und sind Sie gut darin?«

»Ich denke schon. Ich folge einem gewissen Prinzip«, sagte Arm.

»Und das wäre?«

»Ich will es so ausdrücken: Literatur sollte etwas mehr sein als die Abbildung einer Wirklichkeit.«

»So wie ein Schiff zu steuern etwas mehr ist als einen Telegrafen zu bedienen?«

»Das könnte hinkommen - in etwa.«

»Wir sind immer noch zu langsam. Geben Sie noch etwas mehr Fahrt.«

»Aye«, sagte Arm, dem das Aye-sagen immer geläufiger wurde und tat wie ihm aufgetragen.

Heidelberger griff zu einem Fernglas und richtete seinen Blick eine Weile nach vorne aus, dann reichte er es Arm und wies nach vorne.

»Sehen Sie das? Etwa zwei Seemeilen voraus. Ein gewaltiger Strudel. Ziemlich unüblich auf dieser Route.«

Arm konnte nichts dergleichen ausmachen.

»Gehen Sie zurück auf langsame Fahrt, zack-zack!«

»Aye«, sagte Arm und zog den Hebel entsprechend zurück.

»Das könnte demnächst ziemlich unruhig werden. Sie gehen jetzt besser zurück in ihre Kabine. Zu schreiben haben Sie ja jetzt etwas«, sagte Heidelberger. Arm erhob sich, schritt

nach hinten zur Tür, durch die er eingetreten war, stolperte über einen Absatz, stürzte, schlug sich den Kopf am Pult des Operation-Directors an und verlor das Bewusstsein.

Ein Engel in Weiß beugte sich über ihn, als er zu sich kam, bewegte die Lippen, bevor sein Gehör zurückkam, entließ eine lange Strähne aus dem nach hinten gebundenen Haar, erweckte so den Eindruck, ihm gefällig sein zu wollen.

»Wie fühlen Sie sich? Haben Sie Schmerzen?« fragte die junge Frau mit dem Äskulapstab auf den Schulterklappen.

»Wo bin ich? Was ist passiert?« fragte Arm, dessen Erinnerung noch nicht eingesetzt hatte.

»Sie sind auf der Krankenstation. Ihre Wunde haben wir bereits genäht. Sie waren ungewöhnlich lange ohne Bewusstsein. Wir möchten Sie zur Sicherheit noch ein paar Stunden hierbehalten«, sagte die Ärztin.

Kaum hatte er etwas Flüssigkeit zu sich genommen, sank er zurück und schlief ein, holte nach, was ihm in der letzten Nacht verwehrt geblieben war.

Es war früh am Abend, als er erwachte. Die Ärztin riet ihm, sich baldmöglichst durchchecken zu lassen, die lang anhaltende Absenz könnte eine neurologische Ursache haben, es bestehe jedoch vorerst kein Grund zur Beunruhigung.

In seiner Kabine betrachtete er sich im Spiegel. Er sah aus, wie einer, der aus einer Schlacht zurückgekehrt war, befand er und tastete über die Wulst der Wundnaht an seiner Schläfe, aus der das Endstück des Fadens herausragte wie ein starrer Wurm.

Er beschloss, die Abendmahlzeit in seiner Kabine zu sich zu nehmen, und begab sich einstweilen auf den kleinen

Balkon. Die kühle Seeluft dämpfte seinen pochenden Kopfschmerz, während sein Blick über den ruhigen Ozean streifte, bis weithin an die Kante, wo er an den schwach illuminierten Himmel stieß. Wie weit mochte es bis zu dieser Stelle sein? Und handelte es sich dabei um eine Entfernungs-Konstante, die sich aus der Erdkrümmung ergab, wie er vermutete? Er jedenfalls war der halbnackte, ramponierte Meister, der aus einem Konvolut von mehr oder weniger sinnvollen Fragen eine ganze Geschichte komponieren konnte, wann immer er wollte, wann immer ihm danach war, soviel wusste er.

Nach dem Essen überkam ihn eine wohltuende Müdigkeit, die er gerne annahm. Den Plan, sein Eingangsreferat durchzugehen verwarf er, zugunsten einer Beschäftigung, die ihm nichts abverlangen konnte. Das Buch der Bestseller-Autorin schien im dafür gerade geeignet. Er ließ die frisch duftenden Seiten aus dem Daumen entweichen, bis er an einen Kapitelfang gelangte, und begann zu lesen.

S. 27

Wann immer Richard schmollte, zog er sich in seine Dachkammer zurück, legte den Kopfhörer an und hörte auf seiner heiligen 10000Euro-Anlage Keith-Jarrett-Platten - die Sun Bear Konzerte. Er schwörte auf analoges Vinyl. Nur so atme die Musik, behauptete er. War der Grund des Schmollens seiner Einstufung nach schwerwiegend, hörte er die ganze verdammte Box, beinahe sieben Stunden, in denen er abtauchte, sich entzog, unwillig sich anlässlich seiner Verstimmung auszusprechen. Hatte Jarrett denn seine Improvisationen etwa zu diesem Zweck aufzeichnen lassen,

fragte sich Petra. Sie konnte mit dieser geschwollenen Tonakrobatik nichts anfangen, hatte sie bestätigend befunden, als sie einmal neugierig hineingehört hatte, und fällte das Urteil, dessen Schärfe bereits vorbestimmt war: Ein wirres, sich quälend dahinschleppendes Geklimper, das von einem dargebracht wurde, der, so vermutete sie, selbst ein schlimmer Nörgler sein musste.

Zogen sich diese Sitzungen bis in die späten Nachtstunden, verbrachte Richard den Rest der Nacht auf dem Sofa in seiner Dachkammer.

Im Lauf der Jahre ihrer kinderlosen Ehe, hatten sie sich ihre Reviere abgesteckt, jeder darauf aus, den anderen nach Möglichkeit nicht hineinzulassen, und, sollte es sich doch nicht vermeiden lassen, ihm nach dem Betreten zu vermitteln, dass er dort ein unerwünschter Eindringling war. So wurden diese Reviere immer weitläufiger und gleichzeitig verödete demzufolge dasjenige, welches einst als ihr gemeinsames angelegt worden war.

S. 43

Zu allem Ärger schneite dann noch Gudrun ins Haus. Gudrun war Richards Mutter, unverkennbar, vom gleichen Schlag, rechthaberisch, trotzig, immer mit dem Anspruch, das letzte Wort zu haben. Auch in ihrem Äußeren, genauso hochgewachsen, spindeldürr, eine Bohnenstange sozusagen, dazu die überlangen Arme, die ihr bis zum Knie reichten, die ihren fragwürdigen Aktionsradius vergrößerten und ihr halb artistische Manöver erlaubten, die jedem Normalo verwehrt bleiben würden. Wie bei ihrem Sohn mussten Jacken und Mäntel von einem Schneider gefertigt werden. Lediglich den Ärmeln

von Hemden, Blusen und Pullovern war es gestattet, weit vor dem Handgelenk zu enden.

»Wir müssen reden«, sagte sie zu Petra mit einem Ton, der Dringlichkeit und Ernsthaftigkeit gleichermaßen zum Ausdruck brachte. »Ein Tee wäre ganz schön«, brachte sie hervor, bevor Petra etwas anbieten konnte.

»Du hättest anrufen können«, sagte Petra.

»Muss ich mich denn bei meiner eigenen Schwiegertochter auch noch anmelden«, erwiderte Gudrun barsch.

Gudrun war 58. Das Klimakterium hatte ihre Schärfe im Umgang mit ihren Mitmenschen noch zusätzlich geschliffen. Vor zwei Jahren war Richards Vater Heiner unerwartet verstorben. Sie hatten ein Juweliergeschäft in bester Zentrumslage betrieben, das Gudrun von ihren Eltern in die Ehe eingebracht hatte und nach dem Tod ihres Mannes von ihr verkauft worden war. Gudrun sei Millionärin, behauptete Richard, der sich immer wieder über den Geiz seiner Mutter bei Petra ausließ. Er sei vermutlich weit über 60, wenn er ihr Erbe antreten würde, jammerte er. Vielleicht sollte er eines ihrer Diamantencolliers entwenden, um sich einen Vorschuss zu verschaffen, es würde ihr zunächst wohl kaum auffallen, denn sie hatte ein gutes Dutzend ähnlicher Preziosen in ihrem Haustresor, dessen Zahlencode Richard kannte, denn der entsprach dem Datum, an dem Gudrun ihre geliebte Maine-Coone Katze Pia – ein überaus doofes Vieh – bekommen hatte.

»Ich hätte einen Kuchen backen können«, sagte Petra und wollte dies als Ausdruck ihres guten Willens verstanden wissen.

»Du weißt doch, dass ich von deinen Kuchen immer Sodbrennen bekomme«, bemerkte Gudrun und setzte sich auf den Sessel, den Richard zu besetzen pflegte.

»Ich habe nur eine halbe Stunde, also komme ich gleich zur Sache«, hob Gudrun an, »Richard kommt mir in letzter Zeit etwas bedrückt vor, und ich frage mich, woran das wohl liegen mag.«

»Hast du ihn gefragt?«

»Ich frage dich. Du solltest es ja wissen.«

Petra beschloss, auf diese Frage nicht einzugehen und ließ es bei einem Achselzucken bewenden. Gudrun nippte an ihrem Tee. Danach verschränkte sie ihre langen Arme.

»Bist du ihm treu?« fragte Gudrun, und dem Ton nach war es keine Frage, sondern eher eine Behauptung.

»Wie bitte?«

»Ich frage, ob du ihm treu bist.«

Petra spürte, wie ihr Zorneshitze in den Kopf schoss. Für einen Moment erwog sie, ihre Schwiegermutter aufzufordern, das Haus zu verlassen. Doch war ihr bewusst, dass Gudrun dieser Forderung nicht nachkommen würde, stattdessen hervorbringen würde, dass dieses Haus schließlich ihr gehöre und sie gar nicht daran denke, das Feld zu räumen.

»Denkst du denn, er hätte Treue verdient?«

»Was für eine dumme Frage. Selbstverständlich hat jeder Treue verdient, der selbst treu ist, so einfach ist das, meine Werte.«

Gudrun nippte erneut an ihrem Tee. »Scheußlich bitter«, sagte sie.

»Dein Sohn ist ein verwöhntes Einzelkind. Und wenn ihm etwas nicht passt, nur eine alberne Kleinigkeit, genießt er

es, sich tagelang selbst zu bemitleiden, und diese Phasen werden in letzter Zeit immer häufiger, und weißt du, von wem er dieses Getue hat?»

Gudrun erhob sich, griff nach ihrer Umhängetasche und schickte sich an, zu gehen. »Ich bin mir ziemlich sicher, dass du fremdgehst, mir machst du nichts vor.«

Petra und Richard also, dachte Arm, zwei, die sich in ihren Jammertälern eingerichtet hatten, die einen Gutteil ihrer Energien darauf verwendeten, zunehmend Belege für ihr Nichtglücklichsein anzusammeln und diese Sammelleidenschaft zu ihrem eigentlichen Lebenszweck gemacht hatten, eine Konstellation, die nicht auf literarische Tiefe angelegt war, vermutete er, die sich vielmehr zur Identifikation anbot, in einer Weise, in der man erleichtert sein durfte, darüber, sich gerade in einer ähnlichen Situation nicht vorzufinden, oder darüber, sein Schicksal mit diesen prominenten Personen teilen zu dürfen.

Ganz offensichtlich war Petra die zunehmend heroische Protagonistin, das Zentrum einer mehr oder weniger fatalen Gemengelage, in der sie einer Anballung von Fehlverhalten ausgesetzt war, das von ihrem Umfeld, bestehend aus Ehemann, Schwiegermutter, und, wie sich noch herausstellen sollte, Vorgesetztem sowie Liebhaber, auf sie einwirkte. Der Werdegang einer Alltagsfrau demnach, die sich von Kapitel zu Kapitel zu einer wahren Heldin des Widerstands mausern würde.

Das Buch würde sicher erneut ein Bestseller werden, dachte er, denn es bediente in handwerklich perfekter Weise ein weit verbreitetes Bedürfnis, nämlich den Wunsch, die

Notwendigkeit, die Angemessenheit, die Rechtmäßigkeit gar, einer eigenen Wehrhaftigkeit aufgezeigt oder bestätigt zu bekommen.

Dann folgte die Nacht. Ein heftiges Unwetter mit starkem Seegang weckte Arm. Er trat auf den Balkon, hielt sich am Geländer, fügte seinen Körper in die Bewegungen des Schiffs, während aus einer Höhlung hinter den erleuchteten Wolken, in der ein grollender Gott hausen musste, Donner schallte.

Nach der Lesung reihte er sich in die Schlange derjenigen ein, die ihr Buch von der Bestseller-Autorin signieren lassen wollten. Er gab sich einer Spontanität hin, entgegen seiner Angewohnheit, sich niemals einer derartigen Prozedur zu unterziehen, sich allenfalls selbst, aber dennoch mit einem latenten Widerwillen, in der Position des Signierenden zu befinden.

Direkt nach der Lesung hatte sich Jakki Gnad bereit erklärt, noch Fragen aus dem Publikum entgegenzunehmen, Fragen, die sie in der Folge routiniert und mit einer gewissen Gönnerhaftigkeit beantwortete, da es die üblichen Fragen waren, also genau solche, auf die sie im Lauf ihrer Lesereisen schon mehrfach eingegangen war. Arm überkam das dringende Bedürfnis, nicht zuzulassen, dass die Autorin lediglich ihrer eingespielten Routine folgen konnte, ohne auch nur im geringsten gefordert worden zu sein. Niemand aus dem Kreis der gut hundertfünfzig Zuhörer war auf die Idee gekommen, das Menschenbild, das ganz offensichtlich ihrem Erzählten zugrunde lag, zu hinterfragen, zu ergründen also, warum die Autorin in mannigfaltiger und variantenreicher Weise, so nahm er an, einem Programm folgte, das auf die

zweifellos in der Gesellschaft grassierende Übergriffigkeit von Männern und ihren Verbündeten gründete.

»Wann dürfen wir ein Werk von Ihnen erwarten, in dem sie von einem Mann erzählen, der von einer Frau drangsaliert wird?« fragte Arm, worauf im Publikum eine erwartungsvolle Stille einkehrte, und selbst die Autorin in ein längeres Nachdenken geriet, darüber, wie sie mit dieser versteckten Vorhaltung auf eine möglichst souveräne Weise umgehen sollte. Schließlich griff sie zu einer bewährten Strategie, entschloss sich zu einer Gegenfrage. »Halten Sie das für ein gesellschaftlich relevantes Thema?«

»Wäre es literarisch nicht viel ergiebiger, sich mit der Macht des Weiblichen zu befassen? Würden Sie sich das nicht zutrauen?« fragte Arm zurück und machte dadurch deutlich, ohne es so beabsichtigt zu haben, was er vom Schaffen der Autorin hielt.

Im Publikum machte sich ein Murren breit, einige blickten sich verärgert zu ihm um. Eine raunte »Was hat der denn für ein Problem?«. Die Moderatorin griff nun ein und erkundigte sich nach weiteren Fragen.

In der Schlange stand vor ihm eine ältere Dame mit einem Stapel Bücher in der Hand, der ihr auf Grund seiner Fülle entglitt und zu Boden fiel. Arm bückte sich, um ihr behilflich zu sein.

»Das ist sehr freundlich von Ihnen, vielen Dank. Wissen Sie, ich habe alle Bücher von Frau Gnad gelesen, die meisten mehrfach. Es ist so ein Trost für mich, nach all dem, was ich in jungen Jahren mitgemacht habe«, sagte die Dame, sichtlich froh darüber, nun einen Träger für das Konvolut gefunden zu haben. Arm hielt es für eine höchst bizarre

Wendung, nun die gesammelten Werke der Autorin stellvertretend in Händen zu halten, im übertragenen Sinn damit ein Handlanger in Diensten derjenigen geworden zu sein, der er bisher nur Verachtung entgegen gebracht hatte. Das Bekenntnis der älteren Dame hallte in ihm nach. Ohne Zweifel hatte sie vom Lesen der Bücher profitiert und so ist gewissermaßen eine Gleichung aufgegangen, in der Leser und Autorin die wesentlichen Variablen waren. Er war sich sicher, mit seinen Texten niemals Trost gespendet zu haben, sondern allenfalls eine aufbrandende und schnell wieder abfallende Woge von Unruhe, Schauern und, im besten Fall, Staunen, mit der der Leser ohne ein hilfreiches Hinzutun von seiner Seite fertig werden musste.

Er hatte beabsichtigt, sobald er an der Reihe war, der Autorin ihr Buch zurückzugeben, ihr mitzuteilen, dass er ihr Geschenk ausschlagen müsse, ihr vorzuschlagen, das Buch jemandem zu überlassen, der damit etwas anfangen könne, doch hatten die Bemerkungen der alten Dame ihn irritiert, in ihm die Frage aufkommen lassen, ob seine Auffassung, was Literatur im besten Fall bewirken solle, die einzig relevante wäre, ob nicht vielmehr der Grundsatz vorherrschen solle, auch die Bedürfnisse derjenigen zu stillen, die auf der Suche nach Bestätigung oder gar Antworten waren. Jetzt zauderte er, und in seinem Zaudern besann er sich, um solches nicht erkennbar zu machen, schlug das Buch auf, legte es auf Tisch, so wie alle anderen, die vor ihm an der Reihe waren, es bereits getan hatten.

»Werden Sie mein Buch denn trotzdem lesen«, fragte ihn Jakki Gnad.

»Ich habe es bereits gelesen«, log er ein wenig, denn er hatte nach knapp hundert Seiten das Buch zugeschlagen, in der Überzeugung, nun einen ausreichenden Beleg für seine Thesen zu dieser Gattung von Literatur erhalten zu haben.

»Darf ich schreiben, für wen ich signiere?«

»Peter Arm«, antwortete er, worauf sie für einen Moment stutzte.

»Natürlich, ich dachte gleich, dass ich Sie schon einmal gesehen habe. Die Thomas-Mann-Medaille letztes Jahr, nicht wahr?«

Er brachte nur ein angedeutetes Lächeln zustande.

»Nun, dann wiegt ihr öffentliches Urteil umso schwerer, das muss ich schon sagen«, sagte sie und reichte ihm das Buch mit ernster Miene zurück.

»Es sollte kein Urteil sein, allenfalls ein Denkanstoß«, sagte er.

»Entschuldigen Sie, aber andere möchten auch noch drankommen«, beschwerte sich die Dame hinter ihm, worauf er sich entfernte.

Am nächsten Morgen fand er nach dem Frühstück ein Kärtchen, das an seiner Tür steckte. »17:00 auf einen Aperitif in der Bar, wenn Sie mögen. JG.«

Sie hatte ihn also vorgeladen, so schwante ihm, denn eine gutgemeinte Einladung konnte es nicht sein. Einmal hatte er sie in einer TV-Talkrunde erlebt, an der er zu später Stunde zufällig hängen geblieben war. Dort hatte sie sich wortreich über die weitreichenden Zwangsmaßnahmen der Regierenden während der Covid-Krise ausgelassen. Ihr Gehabe kam ihm rechthaberisch und einseitig vor, hart an der Grenze zu dem, was dubiose Kreise zu dieser Frage vorbrachten. Er ahnte,

sie würde die Gelegenheit nun nutzen wollen, es ihm nach seinen Wortmeldungen im Anschluss an ihre Lesung in irgendeiner Weise heimzuzahlen. Natürlich könnte er sie ohne weiteres einfach ignorieren, doch war er gewillt, den Schlagabtausch anzunehmen, und dazuhin überzeugt, ihr auf der Ebene der sprachlichen Auseinandersetzung jederzeit Paroli bieten zu können.

Absichtlich kam er etwas zu spät, fand sie am Tresen sitzend im Gespräch mit Mitreisenden vor. Sie trug einen minzgrünen Hosenanzug mit Schulterklappen, das hellbraune, in Wellen fallende Haar diesmal offen, die Nägel blutrot lackiert, und erst jetzt nahm er sie als attraktive Frau wahr, der er, wären die Umstände nicht solche gewesen, durchaus gerne näherkommen würde.

»Schön, dass Sie es einrichten konnten«, begrüßte sie ihn.

»Darf ich vorstellen, Peter Arm, kürzlich ausgezeichnet mit dem wichtigsten Literaturpreis im deutschsprachigen Raum«, machte sie ihn in der kleinen Runde bekannt, worauf diese mit einem anerkennenden Nicken reagierten.

»Aha, dann wird man ihre etwas anstößigen Fragen noch einmal neu bewerten müssen, nehme ich an«, sagte ein elegant gekleideter, mit großer Fliege und Rubinring am kleinen Finger versehener Herr in seinen Fünfzigern, der irgendwie aus der Zeit gefallen zu sein schien, und nahm einen Schluck von seinem Longdrink.

»Keineswegs. Es war nicht von hoher Bedeutung, denke ich. Es war eher etwas salopp aus dem Ärmel geschüttelt«, entgegnete Arm.

»Dr. Merzahn, mein Verleger, er begleitet mich freundlicherweise«, bemerkte Jakki Gnad und wies auf den Herrn.

»Nun, ich nehme doch an, dass ein Autor Ihres Kalibers nichts von sich gibt, das nicht von nennenswertem Belang wäre«, sagte Dr. Merzahn. »Ich kenne übrigens Herrn Hofinger sehr gut, in dessen Verlag sie ja erscheinen«, fügte er an und nahm einen weiteren Schluck. »Aber jetzt wollen wir nicht weiter stören. Sie haben ja etwas zu besprechen«.

Die kleine Schar zog davon in Richtung der Aussichtsplattform, worauf Arm neben der Autorin Platz nahm und einen Wodka Martini bestellte, von dem er sich eine gewisse Stärkung versprach.

»Lassen Sie uns ohne Umschweife zur Sache kommen«, sagte Jakki Gnad. »Dr. Merzahn hatte eine gute Idee. Er kann sich vorstellen, dass Sie für das morgige Schiffsbulletin einen kurzen Beitrag einbringen«, sagte sie.

»Ich verstehe nicht ganz. Einen Beitrag zu welchem Thema?« fragte Arm.

»Sie könnten die Chance nutzen und ihre Wortmeldungen ins rechte Licht rücken, das wäre für die Mitreisenden sicher von Interesse.«

Das also war der Moment. Sie hatte einen ersten Schuss abgegeben, einen Warnschuss vorerst, der ihn beeindrucken soll, der ihn bewegen soll, auf den Vorschlag einzugehen und damit eine weitere Konfrontation zu verhindern. Sie saß neben ihm, sah erwartungsvoll auf ihn herab, so schien es ihm, obwohl sie von kleinerer Statur war.

»Ich denke, da muss ich Sie enttäuschen. Ich äußere mich grundsätzlich nicht über die Qualität von Büchern anderer, noch lebender Autoren«, brachte er hervor.

»Aber das haben Sie bereits getan«, entgegnete sie.

»Meine Bemerkungen waren eher allgemeiner Natur, möchte ich sagen. Die Qualität ihres Buchs habe ich nicht angezweifelt«, sagte er.

»Die Zuhörer haben das sicher anders empfunden. Insofern wäre eine Klarstellung Ihrerseits hilfreich«, sagte sie.

»An welchen Wortlaut dachten Sie denn?«

»Aber ich bitte Sie. Sie sind ein Meister der Worte. Ich sollte Ihnen da keine Vorgabe machen. Die Passagiere sollten lediglich den Eindruck gewinnen, dass Sie die Qualität des Buchs nicht in Frage stellen«, sagte sie.

Er leerte sein Glas, versprach, es sich zu überlegen, dabei den Redaktionsschluss um 20:00 im Auge zu behalten, und ging zurück in seine Kabine.

Das Abendessen ließ er aus. Er setzte sich auf den Balkon, ließ den kühlen Wind über sein Gesicht streichen, war sich gewiss, dass er sich nicht bei der Bordredaktion melden würde, dass er die verbleibenden zwei Tage an Bord in Ruhe verbringen und der Autorin und ihrer Entourage geflissentlich aus dem Weg gehen würde. Er war Peter Arm, Träger der Thomas-Mann-Medaille, auf dem Weg in die Staaten, um dort vor interessierten Studenten seine Sicht über den Wandel der Sprache vorzutragen, nichts weiter als das. Zu vorgerückter Stunde holte er sich eine Decke, um die Nacht auf dem Liegestuhl zu verbringen, sich wie einer vorzukommen, der, den Unwägbarkeiten des Wetters ausgesetzt,

auf offenem Meer dahintrieb und sich einigermaßen gewiss war, nicht in den Fluten zu versinken.